

Menetekel aus der Kriegsgrube

Neue Gedichte des Schriftstellers, Stadtführers und Heimat-Archäologen Michael Buselmeier

Von Michael Braun Die Toten lassen ihn nicht mehr los, die Stimmen der Gemarterten und Verstümmelten, die Bilder von Schrecken und Schmerz. Schon die ganz frühen Gedichte des Heidelberger Schriftstellers und passionierten Stadtführers Michael Buselmeier sprachen von Begegnungen mit „Kriegsversehrten“, die sich mit ihren Arm- und Bein-Stümpfen durch Nachkriegsdeutschland schleppten und an die furchtbaren Jahre der Verheerung erinnern.

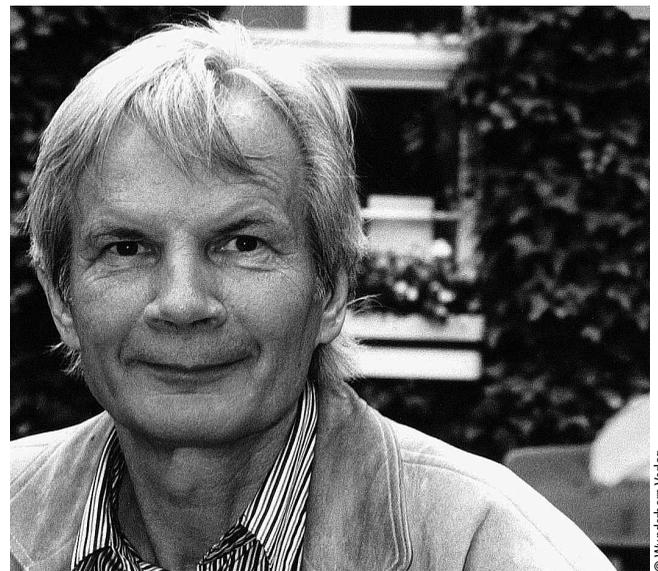
Diesen Weg „erdunter“, zu den Toten, ist der 1938 in Berlin geborene und seit seiner Kinderzeit in Heidelberg lebende Buselmeier immer wieder gegangen.

Als 1978 seine ersten Gedichte im Heidelberger Wunderhorn Verlag erschienen, hatte man sich zunächst darauf verständigt, in diesem Autor einen Weggefährten der linksradikal affizierten Alltagslyriker sehen zu wollen, einen ungebärdigen Aktivist der 68er-Bewegung, der die Studentenrevolte ästhetisch fortsetzen wollte. Aber bereits der Titel des ersten Gedichtbands verwies in seinem Beharrungstrotz auf ein konservatives Weltgefühl: *Nichts soll sich ändern* hatte Buselmeier sein Debüt genannt – und tatsächlich findet man in diesem Buch Gedichte, in denen sich das lyrische Ich den Landschaften der Kindheit und den leuchtenden Formen der Natur weit inniger verbunden fühlt als dem Spektakel der Revolution. Auch in seinen späteren Romanen, dem berühmt gewordenen *Der Untergang von Heidelberg* von 1981 oder der enthusiastischen Einzelgänger-Verherrlichung *Schoppe* von 1989, verbirgt sich hinter der Maske des schrillen Anarchisten ein romantischer Landschaftsmaler und Archäologe des Heimatgefühls.

Als Vorbildfigur wird von Buselmeier immer wieder die konservative Natur-Utopie Adalbert Stifters beschworen, der sich etwa sein Held Schoppe bedingungslos anvertraut. Ein einsamer Wanderer zieht in diesem Roman traumverloren durch das Haardtgebirge im deutschen Südwesten, er geht auf dem „leuchtenden Pfad“ der Kindheit, er sucht an „geweihten Orten“ nach den Spuren der Vorfahren, er verirrt sich im Wald, wo er die wispernden Stimmen der Toten hört. Diese innige, romantische Verbindung von Gehen und Wahrnehmen durchzieht das ganze Werk Buselmeiers; hier ist ein alle Kollektive verachtender Einzelgänger zu besichtigen, der sich vom Getriebe der Welt ausgeschlossen fühlt auf Lebenszeit. Stets ist diese nomadisierende Bewegung auch eine Hadeswanderung, auf der man den Toten begegnen kann und den von ihrem Lebensweg abgeirrten Vorfahren, den „Ausgestoßenen dieser Welt“, wie es im *Schoppe*-Roman heißt. Von diesem modernen Hades-Motiv, den Schreckensbildern der Kindheit

und den Traumatisierungen der Nachkriegszeit geht auch Buselmeiers jüngster Gedichtband *Lichttaxt* aus.

So landen wir hier gleich zu Beginn in den Trümmerlandschaften der „Kriegsgrube“, wo die Bestialitäten der Spezies Mensch zu besichtigen sind: Schädelknochen gefolterter Kriegsgefangener, zerfetzte Häftlingsnummern, rostige Waffen im Feuerlöschteich.



© Wunderhorn Verlag

Man ist es in der deutschen Gegenwartsliteratur gewöhnt, dass das Tremolo der antifaschistischen Rhetorik einsetzt, sobald die Rede auf die deutsche Schuldvergangenheit kommt. Aus der sicheren Distanz des Nachgeborenen hat Uwe Timm vor einigen Jahren die Geschichte seines Bruders rekonstruiert, der sich einst voller Begeisterung zur „SS-Totenkopfdivision“ gemeldet hatte. Für diese postume Schulderinnerung in seiner Erzählung *Am Beispiel meines Bruders* bekam Timm viel Beifall, weil er das Verhalten des Bruders als Verblendung der „Tätergeneration“ zensierte. Auf Timms wohlfeile moralische Entrüstung reagiert nun ein Gedicht in *Lichttaxt*:

„Und wieder in Reihen angetreten die toten Soldaten/ getrocknete Uniformhosen über dem blutigen Brei/ ein Junge knapp achtzehn vom eigenen Bruder verraten/ vor Kursk ohne Beine ruckend auf Krücken vorbei“.

Buselmeier zeigt den Schrecken in verstörenden Bildern, aber er moralisiert nicht. Er zitiert das Schicksal von Uwe



Timms Bruder, dem nach seiner schweren Verwundung beide Beine amputiert wurden, als Exempel für ein elendes Sterben, ohne den Zeigefinger zu heben. Auch in den übrigen Texten des Buches präsentiert sich der Autor als lyrischer Geschichts-Archäologe, der die Alpträume der Zerstörung so nah an den Leser heranrückt, dass einem der Atem stockt. In Traumgesichten und Phantasmagorien geht hier ein Schlafloser durch eine Landschaft des Terrors. Dabei überlagern sich reale Erinnerungsbilder mit Fetzen des deutschen Mythos. So trägt das Gedicht, das Timms Bruder-Geschichte zitiert, den Titel „Nibelungen“.

Das Zentrum des Gedichtbands bildet der Zyklus „Sommerwald“ und sicherlich zählen diese grellen Figurationen der Kinderzeit, diese Wunschbilder einer frühen Liebe und die anrührenden Reminiszenzen an seine Mutter zu den stärksten Gedichten, die Buselmeier je geschrieben hat. Schon die „frühesten Zeichen“, die das Kind wie ein Menetekel an der Decke des Schlafzimmers entziffert („Die Lichttaxt von der Decke bleckt dich an“), verweisen in die „Todeszone“. Nur in zwei, drei ungeschützt autobiografischen Gedichten gönnt sich der Autor ein bisschen Erholung. Aber am Ende seiner Vergangenheitserkundungen wählt Buselmeier wieder den Weg in die Finsternis, in einem rhapsodischen Gesang auf das südliche Afrika und den sich verschärfenden Kulturkampf zwischen Schwarz und Weiß. Ein paar phantastisch geschliffene Haikus zur „African Queen“ beschließen den Band. Das bedrohliche Funkeln dieser *Lichttaxt* wird uns lange verfolgen.

//

Zum Weiterlesen:

Der Untergang von Heidelberg. Roman. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1981 (antiquarisch)

Nichts soll sich ändern. Gedichte. 1978 (antiquarisch)

Schoppe. Roman. 1989. 180 Seiten, 15,30 Euro

Amsterdam. Leidseplein. Roman. 2003. 180 Seiten, 18,90 Euro

Der Knabe singt im Wunderhorn. Romantik heute. Hrsg. von Michael Buselmeier. 2006. 224 Seiten, 19,90 Euro

Lichttaxt. Gedichte. 2006. 64 Seiten, 13,50 Euro

Alle im Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg

Michael Braun, Jahrgang 1958, lebt als Literaturkritiker für *NZZ*, *Frankfurter Rundschau*, *Deutschlandfunk* und *Literaturen* in Heidelberg. Zuletzt hat er den *Deutschlandfunk-Lyrik-Kalender 2007* herausgegeben.

Mit beflügelnder Sympathie Erinnerung an Hildegard Grosche (1913 – 2006)

„Bitte alle grüßen“, habe Hildegard Grosche kurz vor ihrem Tod am 25. Dezember 2006 gesagt, und wer sie kannte, hört dabei ihre Stimme, die so vermittelnd klang und doch keinen Widerspruch duldete. Die zu Grüßenden sind neben den Menschen aus ihrem Stuttgarter Freundeskreis die vielen Autoren, die sie als „Prinzipalin“ des Steingrüben und des Goverts Verlags in Stuttgart zwischen 1949 und 1970 betreute, die ungarischen Schriftsteller, deren Werke sie danach ins Deutsche übertrug, und es sind die Übersetzerinnen und Übersetzer, für deren Anerkennung sie sich mit Kraft und Phantasie engagierte.



Achtzehn Jahre lang, von 1977 bis 1994, stand sie dem „Freundeskreis zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen“ als Präsidentin vor. So wundert es nicht, dass in der Festschrift zum 40-jährigen Bestehen des Freundeskreises oft Hildegard Grosches Name und immer wieder auch hübsch-charakteristische Porträts dieser so zarten wie energischen und immer eleganten Dame zu finden sind. Unter ihrer Ägide wurde ein Jahr nach dem Tod von Helmut M. Braem, dem Gründer des Freundeskreises, der nach ihm benannte Übersetzerpreis geschaffen, schon 1979 folgte der Christoph-Martin-Wieland-Übersetzerpreis, beide werden seither alternierend alle zwei Jahre vergeben. Daneben hat sie ihre vielfältigen und weitreichenden Verbindungen genutzt, um die Situation der Übersetzerzunft durch Arbeits- oder Reisestipendien zu verbessern. Hildegard Grosche selbst wurde – da sie ja vorher immer Mitglied der Jurys war – erst 1999 für ihre großartige Übertragung des Opus magnum von Péter Nádas, des *Buchs der Erinnerung*, mit dem Stuttgarter Literaturpreis geehrt; allerdings ist sie vorher und auch danach für ihre Vermittlerrolle mit zahlreichen ungarischen und deutschen Auszeichnungen bedacht worden.

Vermittlung ist der zentrale Begriff zur Charakterisierung ihrer Persönlichkeit: als mutige und weit blickende Verlegerin veröffentlichte sie in den 1960er Jahren Bücher der damals hiezulande noch unbekannteren Autoren William Faulkner oder Ivo Andric, daneben Zeithistorisches von Robert Jungk, Erich Kuby, Erwin Wickert und Klaus Harpprecht. Neben der Weltliteratur, der sie eine eigene Reihe schuf, war es die Gegenwartsliteratur, für die sie sich begeisterte.

Zwar konnte sie einen mit ihrem so scharfsinnigen wie unbestechlichen Urteil ein wenig einschüchtern, aber im Gespräch war sie offen und neugierig auf ihr Gegenüber, erzählte sie hinreißend komische Geschichten. Peter Härtling, dessen frühe Prosa sie verlegt hatte, dankte ihr einmal für ihre „beflügelnde Sympathie“ – dies charakterisierte sie, wie ihr Wunsch, alle noch einmal zu grüßen. if